

Zeitschrift: Die deutschen Mundarten : Monatschrift für Dichtung, Forschung und Kritik

Band: 1 (1854)

Artikel: Die deutschen Volks-Mundarten : in Beziehung auf Geschichts- und Sprachforschung, dichterische Ausbeute und praktische Anwendung.

Autor: Hoffmann, Friedrich

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-176911>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die deutschen Volks-Mundarten

in Beziehung auf Geschichts- und Sprachforschung, dichterische Ausbeute und praktische Anwendung.

Von

Dr. Friedrich Hofmann.

(Schluß.)

Der Zweck, welcher zur Pflege der Volksmundarten auffordert, ist ein dreifacher: die Schriftsprache, die Geschichtsforschung und die Dichtkunst; alle drei wollen aus dem mehr und mehr unsicher werdenden Volkssprachschätze ihre Vortheile ziehen. Lassen wir deshalb einzelne Vertreter dieser Geistesrichtungen ihre Wünsche selbst aussprechen.

Wir hören zuerst die Sprach- und Geschichtsforscher. Bernhardi in Kassel schließt das seine deutsche Sprachkarte begleitende Werk mit folgenden Vorschlägen: »Die gesammten Geschichtsvereine Deutschlands sollten die Ausarbeitung eines Sprachatlases von ganz Deutschland in Gemeinschaft übernehmen und einen jeden Bezirk, welcher als die Heimath einer eigenthümlichen Mundart betrachtet werden kann, vorläufig so genau als thunlich abgrenzen. — Für jedes auf diese Weise gefundene Sprachgebiet wäre wo möglich ein eingeborener Sprachkundiger zu gewinnen, dem seine Verhältnisse gestatten, diesen Landstrich Dorf für Dorf sprachlich zu erkunden, gleichwie derjenige, welcher eine vollständige Grammatik oder ein Wörterbuch irgend einer noch unbekannten Schriftsprache schreiben will, sämmtliche Bücher, in denen dieselbe enthalten ist, erst durchlesen muß, um alle einschlagenden Materialien zu sammeln. — Jeder Geschichtsverein hätte außerdem eines seiner Mitglieder mit den einschlagenden historischen Forschungen zu beauftragen, und in Gemeinschaft mit den Sprachkundigen des Vereinsgebiets die zur Erreichung des vorgesteckten Ziels erforderlichen Maßregeln zu verabreden.« — Hinsichtlich dieser Forschungen fordert Bernhardi noch insbesondere auf zur Ermittlung aller noch erkennbaren Grenzen im Innern des großen deutschen Sprachgebiets, zur Rechtfertigung dieser Abgrenzungen durch Darlegung der Spracheigenthümlichkeit

eines jeden gefundenen Sprachbezirks und zur geschichtlichen Nachweisung, ob irgend eine frühere Eintheilung des Landes diesen Sprachgrenzen entspreche. (Bernhardi, S. 94.) Letzteres ist ihm von besonderer Wichtigkeit, da er für die Entwerfung seiner Sprachkarte ausschließlich das geschichtliche Interesse, d. h. die Frage im Auge gehabt: ob sich aus den gegenwärtigen Sprachverhältnissen der Völker und namentlich aus der Verschiedenheit der Mundarten des deutschen Volks, soweit dieselben noch heutiges Tags räumlich abgegrenzt bestehen, ein Schluß auf die ursprünglichen Stammverhältnisse ziehen, oder doch mindestens ein Hülfsbeweis für Forschungen über die Urgeschichte Deutschlands gewinnen lasse. Auf diese Frage antwortet sein Werk ein sehr vernehmliches »Ja«. Dagegen mußte er den sprachlichen Gesichtspunkt außer Acht lassen.

Vom geschichtlichen zum politischen Gebiet übergeführt werden diese Bestrebungen von Klüpfel (Naturlehre der deutschen Stämme; im deutschen Museum 1854), wo er den Wunsch ausspricht: »daß durch Niehls bekanntes Werk »Land und Leute« sich Andere zu ähnlichen Studien über örtliche Besonderung des Volksthum angeregt fänden, und so eine Naturgeschichte deutscher Stämme und Staatenbildung zu Stande käme, die uns deutlich erkennen ließe, was an unserer deutschen Vielgestaltung naturgemäß und des Erhaltens werth, und was künstlich gemacht und durch eine gesunde Politik zu überwinden wäre.«

In rein sprachlichem Interesse und speciell zum Behuf der Vollen- dung seines elsässischen Idiotikons forderte A. Stöber (in den elsässischen Neujahrsblättern für 1846) seine Freunde auf, ihre besondere Aufmerksamkeit zu richten auf die Benennungen von Geräthschaften, von Feldbezirken (welche oft die einzigen Träger in Abnahme gekommener Ausdrücke sind), von Feldgewächsen, Gartenblumen, die auf dem Lande gezogen werden und die oft, bald durch sehr bezeichnende, bald durch höchst naive und liebliche Namen überraschen; von Kleidungsstücken der Bauerntracht; ferner auf die Benennungen von Krankheiten an Menschen, Thieren und Pflanzen, von Spielen, Gebräuchen, Festen; ebenso auf Ausdrücke aus der Kindersprache, Scherzwörter, Uebennamen (Spitznamen) von Einzelnen oder von Ortschaften; Wortspiele, Sprichwörter, Redensarten, Bauern-, Handwerks- und Handregeln und Volkslieder; endlich auf die in Archiven, Kirchenbüchern, Gemeinde-Akten vorkommenden, veralteten oder noch gebräuchlichen eigenthümlichen Ausdrücke.«

Ebenso sagt einer der tüchtigsten Dialektforscher Mitteldeutschlands, Professor G. Brückner in Meiningen, in seinem »Beitrag zu einem Hennebergischen Wörterbuche« (Realschulprogramm) Meiningen, 1843: »Soll ein Ber-

gleichungswörterbuch aller deutschen oder gar aller germanischen Idiome geschaffen werden, damit man die Arten und Gattungen der Wörter, ihre durch die verschiedenen Volksstämme erfolgten Veränderungen in Absicht auf Laut und Begriff und also nicht allein eine Naturkunde, sondern auch eine Dialektgeographie erhalte, so müssen zu dem Ende alle einzelnen Sprachgaue ausgebeutet werden, um den vollständigen linguistischen Schatz einer weiteren und höheren Verarbeitung vorzulegen.« Auf welche sinnige Weise er selbst bei der Bestimmung der Dialektgeographie zu Wege geht, davon theilen wir weiter unten ein Beispiel mit.

Nun kann diese Ausbeutung der Sprachgaue wohl auch in ganz prosaischer und rein tabellarischer Weise geschehen, wie denn das ausgezeichnete Werk Schmellers zum großen Theil auf diesem Wege entstanden ist. »Viele Notizen«, berichtet er S. XI. der Vorrede, »habe ich durch Selbsthören und Selbstsehen auf wiederholten Wanderungen durch die meisten Gegenden des Königreichs gesammelt; andere habe ich, mit Bewilligung der Militärbehörden, durch planmäßige Vernehmung neu eingereichter Konfribirter, als einzelner Repräsentanten ihrer Dialekte, mir zu verschaffen gewußt.« Wäre es aber auch vielen oder allen Sprachforschern vergönnt, die Beischaffung des Materials so flug auszuführen, wie Schmeller, so werden wir doch von der Hand der meisten nicht die frische blühende Gestalt der Sprache, sondern immer nur ein Gerippe derselben erhalten. Das Auge, ja das ganze Gesicht des Volks muß hinter den Lauten hervorsehen, es muß der Geist des Volks in der Form stecken, wenn sie charakteristisch wahr hervortreten soll. Nur dadurch erhält das Studium der Dialekte eine höhere Weihe, daß aus denselben der Charakter des Volks, aus seiner eigenthümlichen Logik sein innerstes Wesen zu Tage kommt: für diese feinen Fäden sieht nicht jeder Sprachforscher klar genug, hier ist des Dichters Feld, denn nur

»der Dichter sieht ins Auge,
der Dichter sieht ins Herz.«

Als Gebiet für die schriftliche Anwendung des Plattdeutschen nennt Klaus Groth, der Dichter des Quicksborn (Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart nebst Glossar. Mit einem Vor- und Fürwort von Harms. 2. Aufl. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke, 1853), »poetische Darstellung aus dem Volksleben, worin das Volk sich selbst idealisirt kennen lernt.« Ein weit größerer Schatz, als ihm dadurch zugebracht werden kann, ist eben bereits in Besitz des Volks, und es scheint der stärkste Irrthum der Dichter darin zu liegen, daß sie im Dialekt für das Volk zu schreiben und durch diese Schriften auf das Volk einzuwirken denken. Es ist gerade

dies der geringste Erfolg ihrer Thätigkeit; wenigstens gilt dies für Mittel- und Süddeutschland, wie wir weiter unten näher erörtern. Ein weit größerer Gewinn ist aus den Dialektstudien für die Nationalliteratur von den Dichtern zu erzielen. Denn »in das Gewand des Dialekts sind die im Volk verborgenen Schätze, die Märchen, Sagen, Volkslieder, Scherzreime, Sprichwörter gekleidet und sie würden unendlich von ihrer Naturfrische, ihrer reizenden Naivität einbüßen, wollte man sie dieses Gewandes entkleiden; den Zauber dieser Kinder einer phantastischen Volkslaune kann nur der Dichter fühlen, und versucht er es ja, sie der hochdeutschen Sprache zu gewinnen, so muß er nicht nur diese vollkommen in seiner Gewalt haben, sondern auch keine Nuancirung des Dialekts darf ihm entgehen, damit er nicht beim Uebertragen den zarten Farbestaub verwische, den eben am besten die Naivität der Volksmundart zu geben im Stande ist.«

Dies sind die Aufgaben, welche Forscher und Dichter sich schon vor Jahren gestellt haben. Welche Früchte von ihrer Arbeit können sie heute uns vorzeigen?

Sie sind nicht gering. Sie liegen in einem gemeinsamen großen Werke und in vielen einzelnen Leistungen vor uns. Das gemeinsame Werk ist Firmenichs nun bald zur Vollendung gebrachtes Unternehmen, Germaniens Völkerstimmen zum ersten Mal in möglichster Vollständigkeit zu Einem Chor zu vereinigen. Der patriotische Herausgeber hat geleistet, was unter den gegebenen Verhältnissen zu leisten war; und, was nicht weniger werth ist: die Theilnahme, mit welcher selbst die entferntesten und verstecktesten Länderstriche deutscher Zunge zu dem vaterländischen Werke ihr Scherflein beisteuerten, lieferte den bündigsten Beweis, welche Lebenslust und Lebenstracht noch in den meisten Dialekten herrscht, denn die Mehrzahl der Gaben sind frisch aus dem Boden gewachsen und nur bei wenigen Mundarten mußte, wie Firmenich in der Vorrede zum ersten Band anzeigt, 30 bis 40 Jahre hinaufgegangen und das Gedächtniß der Greise zu Hülfe genommen werden, weil ihre alte Mundart zwar noch alte Lieder bewahrte, sie selbst aber aus dem Munde des jüngeren Geschlechts bereits verschwunden war. Nicht weniger als 564 Mundarten sind bis jetzt in Firmenichs Werke vertreten, und die Zahl der theils in Versen (besonders Volkslieder) theils (und meist besonders gelungen) in ungebundener Rede gehaltenen Sagen, Märchen, Sprichwörter und Volkscherze steht neben den neuen lyrischen Ergüssen in sehr günstigem Verhältniß. Ja, fast erobernd hat es gewirkt, denn die Blämingen Belgiens ergriffen diese Gelegenheit, ihre Sprache in der Reihe der übrigen deutschen Mundarten aufgeführt zu sehen, mit dem ehrenden Eifer, zugleich

ihre Begeisterung und Vorliebe für das stammverwandte Deutschland zu betheiligen. Firmenich hat dem deutschen Volke einen schönen Ehrentempel errichtet und sich durch sein Werk es verdient, daß sein Name dankbar in den ersten Stein eingehauen werde.

Die Einzelleistung in der Dialektforschung und Dichtung hat neuerdings Paul Trömel's »Literatur der deutschen Mundarten« übersichtlich zusammenzustellen versucht; Resultate der Forschungen sind in den Werken der Schriftsteller dieses Feldes zerstreut.

Aus dem gedrängten Ueberblick sehen wir: Viel ist geleistet und — wenig; das Geleistete höchst anerkennenswerth, aber die noch zu vollbringenden Arbeiten sind größer als die vollbrachten.

Für den deutschen Geschichtsforscher fehlen noch die Grenzbestimmungen der einzelnen Mundarten; diese sind aber nicht eher sicher zu stellen, bis den Sprachforschern die zunächst nothwendigste gemeinsame That gelungen, bis für alle Dialekte eine Schreibweise festgestellt ist. Wenn Firmenich uns auch versichert: »Was die so große Schwierigkeiten darbietende Rechtschreibung bei den Mundarten anbetrifft, so habe ich geleistet, was in meinen Kräften stand, und kann wohl sagen, daß meine Ausdauer in dieser Hinsicht manchmal harte Proben zu bestehen hatte«, — so ist der Uebelstand eben doch geblieben, daß, da namentlich für die helle oder dumpfe, kurze oder gedehnte Aussprache der Vokale unsere deutsche Schrift theils unzureichende, theils gar keine Zeichen hat, in Germaniens Völkerstimmen sich der Süddeutsche so wenig in der Aussprache des Plattdeutschen, wie der Norddeutsche in den oberdeutschen Mundarten zurecht findet und der Mitteldeutsche nach beiden Sprachseiten hin in der Irre geht. Da unsere Zeitschrift diesem Gegenstand ihre besondere Aufmerksamkeit widmen wird, so finde hier nur noch ein Wink Stöbers Platz: »Was die Orthographie betrifft, sagt er, so erscheint es am zweckmäßigsten, Etymologie und Aussprache so viel als möglich treu zu geben, letztere aber, unter Hinweisung auf festgestellte Regeln, der erstern unterzuordnen.«

Für die Dichter, welche Geschichts- und Sprachforschern das Hauptmaterial liefern müssen, ist noch viel des Besten zu thun übrig geblieben. Gerade ihr Antheil an den Dialektarbeiten der Zukunft führt uns endlich in unser Feld, das wir uns bis jetzt von allen Seiten und im Allgemeinen betrachtet haben, mitten hinein.

Stellen wir uns die Karte von Deutschland wieder vor das Auge.

Die bisherige Geographie und Politik kannte nur ein Nord- und ein Süddeutschland, und zwar mit Recht, wenn man den Thüringer Wald und

die sich zur Linken und Rechten ihm anschließenden Gebirge als Scheidewand aufstellt. »Denn die Wogen des süddeutschen Lebens, wie des norddeutschen, prallten an das Thüringer Gebirg an, schlugen aber nur selten darüber. Trotz aller vielfachen politischen, socialen und merkantilen Verbindung des deutschen Nordens und Südens ist der Rennstieg die unverrückte Grenze der Sprache, Sitte und Eigenthümlichkeit in Haus und Leben. Man mag darauf kein Gewicht legen, daß die Südseite des Thüringer Waldes basaltisch, kirchlich würzburgisch, dem St. Kilian zugehörig, reichritterschaftlich und jüdisch, die Nordseite dagegen unbasaltisch, kirchlich mainzisch, dem heil. Bonifaz angehörig, nicht reichritterschaftlich und unjüdisch war; wohl aber muß als wichtig erachtet werden, daß im Volke von alter Zeit her jene Seite die fränkische, diese die thüringische heißt und darnach Flüsse, Berge und Steige benannt werden, wie man selbst am Nordfluß sagt: »Draußen in Franken« und am Südfluß: »Drinne in Thüringen«. Dieß Alles und Anderes mehr deutet auf einen uralten Natur- und Völfergegensatz beider Gebirgsseiten«. (Grenzboten 1854, »der Thüringer Wald«, S. 202 f.) Aber ein noch interessanteres Grenzscheide-Merkmal theilt derselbe Verfasser in Folgendem mit: »Wer mit der Stimmgabel Deutschland durchzieht, und auf den Sprechton der Völker messend lauscht, wird finden, daß der Südländer zwei bis drei Töne tiefer spricht als der Nordländer. Der »jute König« der Berliner und der »gute Kaiser« der Wiener, oder »wie beliebt?« der Hamburger, und »was schaffens?« der Linzer, wie hoch klingt Jenes bei den Tiefdeutschen, wie tief Dieses bei den Hochdeutschen! Eine Hauptscheide dieser differenten Sprachtöne liegt im Thüringer Wald, dessen Südfluß sofort ins Tiefe, dessen Nordfluß ins Hohe überschlägt. Das »Kás und Láblá« der Koburger, und das »Achherjéchan« der Weimaraner klingen um zwei Töne auseinander, letzteres so hoch, als das »Na Hérnse, na sénnsé« der Erzleipziger. Auch was den Zeitverbrauch beim Sprechen betrifft, so könnte mit der Sekundenuhr ein gleich scharfer, allgemeiner Unterschied für den Norden und Süden Deutschlands nachgewiesen und namentlich das Sprechen dort als geschleudert, den Gedanken vorausjagend, hier als geklemmt und bequemlich, den Gedanken gemüthlich nachschlendernd bezeichnet werden.«

Dieser alten, durch eine so feste Grenze bestimmten Eintheilung entgegen, stellt neuerdings Riehl in seinem Werke (»Land und Leute«) eine »Dreitheilung in der socialen Ethnographie Deutschlands« auf. Er findet, daß der deutsche Norden und der Südosten dadurch einen gemeinsamen Charakter erhalten, daß beide weniger zersplittert und in größeren Massen politisch ver-

bunden seien. Im Mittelalter sei die Hanse der bindende Kitt für Norddeutschland gewesen, jetzt sei es Preußen. Im Südosten dagegen ist Oesterreich der politische Anziehungspunkt, der ungeachtet mancher entgegenstrebenden Erinnerungen das stammverwandte Bayern verbindet. Im Westen aber, am Rhein und am Main, stehen die zerklüfteten Trümmer des alten deutschen Reichs; hier ist das, was Riehl Mitteldeutschland nennt, mit seiner sich selbst zersetzenden, ins Kleinste gehenden Individualisirung, mit seiner vielfachen politischen Zerrissenheit, mit seiner überkultivirten Bevölkerung, aber auch mit seiner rastlosen Einzelbetriebsamkeit, mit seinen tausend Ruinen alter Pracht und Macht. Die charakteristischen Eigenthümlichkeiten dieses Mitteldeutschlands findet Riehl in einem Mangel an nationalem Stolz, in einer gewissen Leichtigkeit, die überlieferten Sitten abzuwerfen, ja in der Neigung, sich ihrer zu schämen. Eine weitere negative Eigenthümlichkeit dieser Gegenden ist ihm wohl auch der Mangel an einem bestimmten Volksdialekt. Nach diesen Erläuterungen theilt nun Riehl Deutschland folgendermaßen ab. Der centralisirte Norden würde, außer Preußen, — Hannover, Braunschweig, Mecklenburg, Oldenburg, Schleswig-Holstein und die Hansestädte, der centralisirte Süden die Hauptmasse Bayerns und Deutsch-Oesterreich umfassen. Zu dem individualisirten Mitteldeutschland würden vor Allem die Rheinlande, Rheinhessen, Rheinbayern, Nassau, auch noch der südliche Theil von Rheinpreußen gehören; dann aber auch Kurhessen, die sächsischen und thüringischen Lande, Franken, Württemberg und Baden. (Deutsches Museum, 1854. Nr. 32, Naturlehre der deutschen Stämme und Staaten, v. R. Klüpfel, S. 202 f.)

Diese Dreitheilung Deutschlands, für die Politiker eine neue, ist auf dem Sprachgebiet längst eingeführt und anerkannt; nur stellen sich die Grenzen nach Süden ganz anders heraus, als Riehl sie mit der politischen Feder gezogen hat. Schmeller (nach ihm auch Firmenich) theilt den gesammten germanischen Sprachschatz in die niederdeutschen (plattdeutschen), nordischen (dänischen und scandinavischen) und hochdeutschen Mundarten, welche letzte er wieder in oberdeutsche und mitteldeutsche scheidet. Da aber die nordischen Mundarten sich zu selbstständigen Schriftsprachen ausgebildet und somit, wie die Bevölkerungen in politischer Beziehung von jeher, von der deutschen Sprache losgetrennt sind, so bleiben wir bei unserer Betrachtung auf deutschem Boden.

Für diesen nehmen die Grenzen der Dreitheilung des Sprachgebiets nach Berg haus, »National-, Sprach- und Dialektkarte von Deutschland den Niederlanden, Belgien und der Schweiz«, nachstehenden Lauf. Folgt man in

Süddeutschland einer Linie vom slavischen Sprachgebiete unweit der Quelle des Regens nach der Donau hin bei Regensburg, dann über die Altmühl, diese dreimal schneidend, und nicht weit von Donauwörth über die Wernitz, zieht an dem rechten Ufer derselben bis über Dettingen hin, wendet sich dann westwärts, geht nördlich von Schwäbisch-Hall über den Kocher, südlich von Heilbronn über den Neckar, und ebenfalls im Süden von Rastadt über den Rhein und bis unweit der Saarquellen vor, wo man auf dem französischen Sprachgebiet anlangt; und folgt man in Norddeutschland einer Linie von dem Winkel, welchen die wallonische in die deutsche Sprache einschleibt, geht nördlich an Aachen vorüber, dann bis oberhalb Bonn hinauf, verfolgt vom rechten Rheinufer bei Bonn an eine ziemlich gerade Bahn, nördlich an Kassel, Dessau und der slavischen Lausitz vorbei, bis man unweit Züllichau am slavischen Sprachgebiet der Polaken anlangt: so hat man im Norden von dieser Linie das Gebiet der niederdeutschen, im Süden von jener das der oberdeutschen, und zwischen beiden Linien das Gebiet der mitteldeutschen Mundarten vor sich.

Diese Einteilung ist theils von Schmeller, theils nach seiner Lehre aufgestellt, nach welcher jede Sprache, welche sich über einen größeren, nach Lage und Klima verschiedenen Erdraum verbreitet, sich in solcher Weise in Mundarten und Dialekte spaltet, daß diese zuerst bei gleichen Namen und Formen nur durch die Aussprache von einander abweichen, bald aber auch in ihren Formen und zuletzt gar in ihren Namen einander unähnlich und fremd werden. Bei allen solchen, große Länderstrecken umfassenden Sprachgrenzbestimmungen entscheidet die Familiensprache der Landbewohner.

Werfen wir nun einen vergleichenden Blick auf Niehl's politische und diese sprachliche Dreitheilung Deutschlands, so finden wir die Grenzen Mitteldeutschlands allerdings von beiden sehr durch einander geschoben. Niehl greift dadurch, daß er die kleinen und mittlern Staaten West- und Süd-Deutschlands als mitteldeutsche den concentrirten Mächten Nord- und Süddeutschlands entgegenstellt, im Süden mit seinem mitteldeutschen Grenzstrich tief in unser oberdeutsches Sprachgebiet von Bayern, Baden und Württemberg ein, während er wieder große preussische Landestheile, die zum mitteldeutschen Sprachgebiet gehören, an Norddeutschland abgiebt. Abgesehen von diesen Grenzdifferenzen stimmen die Gründe zu Niehl's Dreitheilung mit dem, was uns die Sprachkarte lehrt, auf das Ueberraschendste überein.

Wie nämlich die politische Karte im Norden und Süden uns concentrirte Staatsmächte zeigt, die durch ihre anziehende Kraft auch die kleineren Staaten an sich fetten und ihnen ein gemeinsames Gepräge ausdrücken, so

sind in Nord und Süd den Mundarten die großen breiten Züge eines gemeinsamen Charakters geblieben; den ganzen Norden beherrscht das Nieder- oder Plattdeutsche mit seinen Klang- und Farbenstufen; der ganze Süden zerfällt nun in die drei großen Dialektgruppen des Allemannischen, Schwäbischen und Bayerisch-Osterreichischen, die alle drei viele gemeinsame Eigenthümlichkeiten bewahrt haben, während den mitteldeutschen Mundarten nur Das gemeinsam ist, daß sie zwischen Norden und Süden liegen. Ein für alle mitteldeutschen Mundarten von ihrer französischen und wallonischen bis zur slavischen Grenze charakteristischer Familienzug ist noch zu erforschen; ja, die Verschiedenheit der Dialekte von der Mosel und vom Rhein bis zur Elbe und Oder sind nicht geringer, als die von den Alpen bis zum Meer. Aber auch die »charakteristischen Eigenthümlichkeiten«, welche Kiehl dem politischen Mitteldeutschland beilegt, finden wir im sprachlichen wieder: aus dem Mangel an nationalem Stolz wird hier Gleichgültigkeit gegen das Volksthümliche; aus der Leichtigkeit, die überlieferten Sitten abzuwerfen, das Streben, sich vom Dialekte frei zu machen, und die Neigung, sich ihrer zu schämen, fällt für Beides in Eins zusammen.

Genau nach diesem Maaß des Gemeingefühls und der Selbstachtung ist in den drei Dialektgebieten der Volkssprache ihre Pflege geworden.

In ganz Ober-, wie im größten Theil von Nieder-Deutschland ist die Volkssprache ein Gemeingut aller Stände. In Oberdeutschland kann Jedermann sie sprechen, und die Meisten sprechen sie in gemüthlichen Augenblicken gern. Und wenn auch hier wohl die Tage nicht wiederkehren, wo eine Kaiserin, wie Maria Theresia that, ihrem Volke von ihrer Loge im Burgtheater aus die eben erhaltene neueste Nachricht mit den Worten zuruft: »Hört's, der Leopold hot an Buebá!« *) und wenn auch heut zu Tage keine österreichische Gräfin eine bayerische über die richtige Aussprache des Wortes »Kaiser« mit den Worten belehrt: »Müß'n nit immer sage da Koásr, meine Liebe! 's háßt d'r Kaísr«, — so ist doch der beste Beweis dafür, daß der Dialekt den höheren Ständen noch heute eben so geläufig als lieb ist, der, daß die Mehrzahl der süddeutschen Dialektdichter diesen höheren Ständen angehört. Hebel und Al. Schreiber im allemannischen, die Stöber und F. Zetter im Elsaß, Franz von Kobell, Anton von Bucher, Pangkofer in Oberbayern, die Zingerle in Tyrol, Stelzhammer, Kaltenbrunner, Castelli, J. G. Seidl, Ant. v. Klesheim, J. N. Vogl, Dr. Frankl u. in den österreichischen Mundarten, Jos. Rant in der böhmischen, Ed. von Boberthal in

*) Als ihrem Sohne Leopold, Großherzog von Toscana, ein Sohn geboren war.

der schlesischen Gebirgsmundart sind, oder waren hochgebildete Männer; und dennoch zeichnet ihre Dichtungen der treffendste Volksausdruck und der frischeste Volkshumor aus. Wie tief das Gefühl für die Muttersprache im Gemüthe des Süddeutschen wurzelt, das soll uns ein Elsässer ausdrücken, der brave Daniel Hirsch in Straßburg:*)

„M'r g'höere hüt ze Frankreich wohl
Un theile Noth und Glüed;
Doch klingt uns d'Muedersprooch nit hohl,
Sie gilt noch groösi Stüed!“

M'r drucke gern un herzli d'Hand —
Un nit ellein zuem Schyn —
Durch Sprooch un Sitte nood **) verwandt,
De Brüeder üeww'rm Rhyn!

Un dytscher Sinn un Biederkeit,
Di finde — n — Anklang hie,
Denn gueter Grund isch noch gelait,
Verwisch halt ganz sich nie.

Uß un'r'm Herze steit's ***) Gebett
Noch dytsch zum Himmel nuff,
M'r halte dran als wie e Klett
Und böue Hyser druff.

So lang noch unser Muenster steht,
— Und diß isch ferneg'sund —
Au d' Muedersprooch nit untergeht,
Denn Biel gäng dnoh zu Grund!“

Hieher gehört nun aber auch die Bemerkung, auf welche ich oben hindeutete, daß nämlich die Dichter in der Volkssprache nicht für das, was man gewöhnlich unter Volk versteht, vorzugsweise schreiben. Im Gegentheil: für dieses bedarf es theils des Schreibens nicht erst, theils wäre es auch ganz vergeblich. Schon N ad l o f sagt: »In den tyrolischen und bayerischen Alpen findet man eigentlich nur einen Dichter, die gesammte jugendliche Welt. Der einsame Jäger, der Senner, die Sennerin beleben sich ihre Einsamkeit durch selbsterfundenen Gesang, oder sie unterhalten sich bei ihren Zusammenkünften durch stegreifliche Scherz- und Spottgedichte. Dort dichtet und singt demnach das Volk selbst, obwohl es oft kaum lesen und schreiben

*) Mitgetheilt in meinem „Weihnachtsbaum für arme Kinder“ 11. Jahrg. 1852. S. 121.

**) nood, nahe.

***) steigt das G.

kann.« — Dort ist daher unserer Dichter Hauptaufgabe, von dem großen allgemeinen Dichter, vom Volke, zu lernen und das Erlernte für die gebildeten Stände niederzuschreiben; denn Letzteres ist das, was jener große Dichter entweder nicht mag, oder nicht kann.

Einer ähnlichen Theilnahme und Freude an der allgemeinen Volkssprache begegnen wir auf dem weiten Gebiete des Niederdeutschen, nur daß hier die Schriftsprache mit ihren Eroberungen glücklicher gewesen ist, als in Süddeutschland. Adolf zum Berge theilt hierüber (in den Blättern für lit. Unterhaltung, 1854 Nr. 29, »Plattdeutsche Dichtungen«) Folgendes mit: »In Hannover, Braunschweig, Mecklenburg, Holstein, Oldenburg und den freien Städten spricht man allgemein in den niedern Ständen das Plattdeutsche; in Mecklenburg, Holstein, Ostfriesland u. ist es sogar immer noch, zum Theil selbst in den höheren Ständen, die gewöhnliche Umgangssprache. Im Innern Hannovers, in Braunschweig und den angrenzenden preussischen Länderstrecken hat freilich die Schriftsprache aus den gebildeten Schichten der Gesellschaft dieses Idiom verdrängt, und in den Städten ist den Meisten selbst das Verständniß desselben verschlossen. In der Nähe der Städte hat sich auch das Plattdeutsche seine Reinheit nicht bewahren können; es hat hochdeutsche Elemente in sich aufgenommen, die im Munde des Volks korrumpirt wurden und nun oft ein schauderhaftes Gemisch abgaben. Am reinsten von solchen Einflüssen hat es sich in den Küstenstrecken, in Mecklenburg, Oldenburg u. erhalten, eben weil dort seine Herrschaft sich noch in weiterer Ausdehnung erstreckt. — Dem Kenner ist es nicht verborgen geblieben, welch einen sprachlichen Schatz dieselbe umschließt, welch eine poetische Fülle und Kraft in ihr enthalten ist. Sie ist kernig und kräftig, weich und volltönend, birgt einen großen Wort- und Formenreichthum und ist sehr biegsam. Dabei ist der Ausdruck einfach und treffend, die Phrase unmöglich. — Für Den vor Allen, dem in diesem Idiom seine Wiegenlieder gesungen, dessen erstes Lallen eine Nachahmung dieser Laute versuchte, liegt ein unbeschreiblicher Reiz in diesen plattdeutschen Tönen.«

Dennoch finden wir gerade in den Spalten der niederdeutschen Literatur Schriften aufgeführt, wie: »Daß es nützlich sey, die niedersächsische Sprache allmählig gar abzuschaffen, 1743; — L. Wienbarg, Soll die plattdeutsche Sprache gepflegt oder ausgerottet werden? Gegen Ersteres und für Letzteres beantwortet. Hamburg, 1834; — Goldschmidt, Ueber das Plattdeutsche als ein großes Hemmnis jeder Bildung. Vorgelesen im Bildungsverein zu Oldenburg, 1846.«

Die Sorge der Gelehrten, namentlich der Publizisten, Prediger und

Schulmänner, entspringt in der Ansicht, daß für das Volk, welches nur schwer zum Verständniß des Schriftdeutschen hingeführt werde, und dasselbe stets als eine fremde Sprache betrachte, die mächtigen Bildungsmittel, welche die deutsche Literatur biete, so gut wie gar nicht vorhanden seien. Dieser Gegenstand ist so wichtig und umfassend, daß Niemand mehr als eine Berührung desselben erwarten wird; er wird für die künftigen Arbeiten dieser Zeitschrift fruchtreichen Stoff bieten. Des Vergleichs wegen, den wir zwischen Ober- und Niederdeutschland nun einmal aufgestellt haben, darf hier jedoch eine Hindeutung nicht fehlen auf dieselben Bedenken gegen den Dialekt in Süddeutschland, die aber, da man dort die Ausrottung der Volksmundarten für eben so wenig möglich als wünschenswerth halten muß, auf eine menschlichere Abhülfe haben Bedacht nehmen lassen, nämlich auf den vergleichenden Sprachunterricht in der Volksschule. Seine »Ideen über die Vergleichung der Mundart mit der Schriftsprache in der Volksschule« hat Dr. Adolph Gutbier in München in den ersten Hefen dieser Zeitschrift mitgetheilt.

Ueber den Gedanken, eine Mundart, und zwar eine so herrliche, wie die plattdeutsche es ist, absichtlich, folglich gewaltsam ausrotten zu wollen, können wir nur unsere stille Vermunderung aussprechen. Unser Trost ist, daß die Natur auch hier ihr Recht behält. Das Plattdeutsche wird absterben, wenn seine Zeit gekommen ist; so lange es aber noch Lebenskraft hat, ist seine Pflege die Pflicht seiner Dichter, und daß diese der gelehrten Ansicht seiner Ausrottung sich noch nicht ergeben haben, möge das Loblied auf dasselbe aus dem Mund eines der jüngsten und besten Dichter plattdeutscher Zunge beweisen.

Min Moderspraak, wa klingst du schön!
 Wa büst du mi vertrut!
 Weer of min Hart as Stahl un Steen,
 Du drevst den Stolt herut.

Du bögst min stive Nack so licht
 As Moder mit ern Arm,
 Du fischelt mi umt Angesicht,
 Un still is alle Larm.

Is föhl mi as en lüttjet Kind,
 De ganze Welt is weg;
 Du pußt mi as en Bärjarswind
 De franke Bop torecht.

Min Obbe folt mi noch de Hann'
 Un seggt to mi: Du be!
 Un „Baderunser“ fang ik an,
 As ik wul fröher de.

Un föhl so deep: dat ward verstan,
 So sprikt dat Hart sik ut,
 Un Nau vun'n Himmel weicht mi an,
 Un Allus is wedder gut.

Min Moderspraak, so slicht un recht,
 Du ole frame Red!
 Wenn blot en Mund „min Bader“ seggt,
 So klingt mi't as en Bed.

So herrli klingt mi keen Musif
 Un singt keen Nachtigal;
 Mi leyt ja glif in Ogenblick
 De hellen Thran hendal.“

Dieses Gedicht ist Klaus Groth's »Quickborn, Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart (3. Aufl., Hamburg, 1854)« entnommen. Welchen Reichthum die Niederdeutschen an Volksliedern, Kindergedichten, Mährchen, Sagen, Sprichwörtern 2c. besitzen, zeigten sie in Firmennichs Völkerstimmen. Zu ihren besten Erzeugnissen, die auf den Werth klassischer Meisterstücke Anspruch machen können, gehören einige epische Bruchstücke, die sich in alten Chroniken erhalten haben, wie die Dransfelder Hasenjagd, dann die Predigten des Pastor Sackmann in Limmer, der Wettlauf des Swienegels mit dem Hasen, die Grimm'schen Mährchen 2c. Zu diesen wird nun auch mit Recht der Quickborn gezählt. Große Verdienste um das Niederdeutsche haben auch die vielen gelehrten Bearbeiter desselben gefunden; der reichhaltige Theil dieser Literatur liefert einen Beweis mehr dafür, daß auch in den obern Ständen Norddeutschlands die Freude und Theilnahme am Plattdeutschen noch lange nicht für verschwunden erklärt werden kann.

Ganz anders sieht es in dieser Beziehung in dem Mitteldeutschland der Spracharte aus. Hier ist der Dialekt die Scheidewand des »Geringen« vom »Bornehmen«. Der Bornehme sieht mit Verachtung auf den Dialekt als das Kennzeichen des »gemeinen Mannes«; es besteht zwischen ihm und der Volkssprache keine andere Verbindung, als die etwaige Nothwendigkeit seines Verkehrs mit dem Volk. Bei diesem frostigen Verhältniß, wie es im Allgemeinen ist, kann von einer Pflege der Mundart schon an sich

nicht die Rede sein. Daher auch die Armuth der mitteldeutschen Dialektliteratur. Trömel kann neben 144 Nummern der niederdeutschen und 195 der oberdeutschen nur 95 Nummern der mitteldeutschen Literatur aufführen, und davon gehören 16 allein Nürnberg, 6 Mainz, 7 Frankfurt a. M. und 17 Schlesien an. Und wie groß ist das Gebiet, welches sich in den kümmerlichen Rest zu theilen hat! Man glaube aber nicht, daß die Schuld dieser, durch Trömel offenkundig gewordenen Armuth an der Zähigkeit oder Formlosigkeit der Mundarten, an der Poesielosigkeit der Bevölkerung oder am Mangel dichterischer Talente liege. Ein Gebiet, welches das schöne Thüringen, das gesegnete Franken, die fröhliche Pfalz in sich schließt, welches der Rhein in seiner gefeiertesten Strecke, der Main in seiner ganzen Länge, die sagenreiche Saale, Elbe und Oder durchströmen, welches den Thüringerwald voll Sang und Klang zum Mittelpunkt hat, und das allenthalben von Gebirgen voll des eigenthümlichsten Lebens und Treibens durchzogen wird, — ein solches Gebiet kann an Volkspoesie nicht so verwahrlost sein, wie es den Anschein hat. Und so ist es auch.

Die Armuth ist nur eine scheinbare, und die Ursache, die den Reichtum nicht hervortreten läßt, eine rein materielle und höchst prosaische: der Mangel an Absatz der in den einzelnen Mundarten erscheinenden Schriftwerke.

Mitteldeutschland bietet, wie bereits mehrfach angedeutet worden, die größte Manigfaltigkeit der Mundarten. *) Dieser Reichtum ist, neben der oben angeführten, der Entfremdung der gebildeten Stände von der Volkssprache, die Hauptquelle der literarischen Armuth derselben. Wenn nämlich in Nieder- und Oberdeutschland die Abstufung der Dialekte auch so rasch vor sich geht, wie in Mitteldeutschland, wenn auch kaum ein Dorf ganz dieselbe Mundart hat, wie die nächsten Nachbardörfer desselben Sprachbezirks, so ist doch das Allen Gemeinsame so hervortretend, daß jede Dichtung in irgend einer Mundart der großen Gebiete des Plattdeutschen, des Allemannischen, Schwäbischen oder Bayerisch-Oesterreichischen im ganzen Gebiet leicht verständlich ist, gern aufgenommen wird, kurz — »ihr Publikum« findet. In Mitteldeutschland reiht sich dagegen Dialekt an Dialekt so scharf und eng begrenzt, daß in vielen das Verständniß des Nachbardialekts schon Schwierig-

*) „Die größere Mannichfaltigkeit der mitteldeutschen Mundarten scheint ihren Grund darin zu haben, daß in diesen, durch Berge und Wälder geschützten Ländern, welche, so weit die Geschichte reicht, nie von fremden dauernd besetzt gewesen sind, jeder einzelne Volksstamm sich viel selbstständiger entwickeln konnte, als in dem weiten Donauthal und in der norddeutschen Ebene.“ (Bernhardi, S. 121.)

keiten macht; es fehlt eben der Familienzug, der Verwandtes erkennen und als solches freundlich begrüßen läßt. Daher überschreiten die Dichtungen der einzelnen Mundarten nur in seltenen Fällen die Grenzen derselben, und deshalb haben nur volkreiche Städte, wie Nürnberg, Frankfurt, Mainz, und Landstriche, auf welchen gemeinsame Dialekteigenthümlichkeiten sich über größere Strecken verbreiten, eine reichere Dialektliteratur.

Nur einen Beleg dafür! Den Henneberger Dialekt läßt Trömel durch vier Dichter vertreten. Von meinem Wohnorte (Hildburghausen) bis zur Kuhl (Kuhla) kenne ich über 15 Dialektdichter (die Brüder Sterzing in Neubrunner ic., Mylius und Fuhrmeister in Themarer, Schneider und L. Köhler in Meininger, P. Moß in Dorf-Henneberger, R. Neumann in Wäsurger, L. Wucke in Salzunger, Storch in Kuhlauer, Klett und Horneffer in Suhl, Deckert in Schleusingen, J. Hauck in Gompertsbäuser und J. Schneyer in Hildburghäuser Mundart), von denen die Meisten wahrhaft Treffliches leisten oder geleistet haben. Von Allen haben sich zur Veröffentlichung ihrer Gedichtsammlungen nur vier entschlossen; aber mit welchem Erfolg? Das Lesen des Wäsurger Dialekts macht schon dem Meininger zu viel Mühe; der Dorf-Henneberger ist in Salzungen und der Kuhl, der Themarische im nahen Hildburghausen fremd; und doch führt die Sprachkarte diese Mundarten sämmtlich unter einem, unter dem Henneberger Dialekt auf! Unter solchen Umständen wird das Herausgeben mundartlicher Dichtungen selten gewagt; es bringt den Verfassern zu selten Lohn und Freude, zu häufig Verlust und Sorge; die ungedruckten Dichtungen verbreiten sich jedoch in den Kreisen des Volks vielfach durch Abschriften. Trotz allem dem bleibt das Dichten in der Mundart eine Lust, die fast in jedem Städtchen und auf vielen Dörfern ihre stillzufriedenen Pfleger hat, und diese gehören, in Folge der oben angeführten Sprachtrennung zwischen »Bornehm« und »Gering«, vorzugsweise den unteren Ständen an, oder sind aus denselben hervorgegangen.

Was das Maaß dieser Sprachtrennung betrifft, so macht sich allerdings in Mitteldeutschland die alte Scheidegrenze von Sitte, Sprache und Charakter, die Scheidung in den Norden und Süden Deutschlands durch den Thüringer Wald geltend, und zwar greift diese Linie so tief ein, daß z. B. der Koburger sich dem Münchener näher stellt, als dem Weimaraner, und der Gothaer dem Hamburger verwandter, als dem Koburger. Je mehr wir uns dem Südrande des Mitteldeutschen nähern, um so mehr verschwindet die sprachliche Abgeschlossenheit der Stände, und je näher dem Nordrande, um so schroffer tritt die sprachliche Trennung der Stände hervor: denn der Einfluß des

Dialekts auf die Aussprache des Schriftdeutschen, der in Oberdeutschland so mächtig ist, daß wir den Oesterreicher, den Bayern, den Schwaben der höheren Stände nach wenigen Worten aus seinem Munde nicht mehr nach seiner Heimath zu fragen brauchen, nimmt von Süden nach Norden Schritt vor Schritt ab, bis im äußersten Niederdeutschland Schriftsprache und Plattdeutsch als zwei, sogar nach Formen und Namen verschiedene Sprachen neben einander stehen.

Wie stark dieser Unterschied selbst in der Südhälfte des Mitteldeutschen hervortritt, mag an zwei sich sonst in vielen Dingen sehr ähnlichen Städten gezeigt werden, an Nürnberg und Koburg. Das plumpe »Nu gätt m'r äwäck!« der Koburger hört man nur noch in der untersten Volksklasse, während bisweilen gar zierlich auch aus dem Munde gebildeter Frauen in Nürnberg uns noch entgegenklingt: »êiz g ängəs' weck!«

Auch ein Blick auf die mitteldeutsche Literatur zieht uns zuerst nach Nürnberg hin, wo der »Stadtflaschner und Harnischmacher« Gröbel den Reigen der süddeutschen Dialektdichter anführt. Seine Vaterstadt hat die Straße, wo sein Haus noch den Nachkommen sein Bildniß zeigt, die Gröbelsgasse genannt, gewiß bezeichnend für Nürnberg als ein Zeugniß der Achtung und Liebe, welche die Stadt gegen den ersten und besten Dichter ihrer Mundart hegte. Neben Gröbel's Gedichten haben großen Anklang im Volke und weitere Verbreitung gefunden der Darmstädter Datterich (eine Lokalposse in sechs Bildern, Darmstadt, 1841), ferner die Frankfurter Lokalstücke von Malß, der alte Bürgercapitain, Hampelmann u. (Volks-theater in Frankfurter Mundart, 2. Aufl., Frankf. 1850), die Thüringischen Schnurren in den Fliegenden Blättern, Franz v. Kobell's pfälzische und Lennig's Mainzer Gedichte und, im äußersten Osten des Sprachgebiets, K. v. Holtei's schlesische Gedichte (zweite Aufl. Breslau, 1850). Allgemeiner Beachtung verdienen, als ächt volkstümliche Produkte, die Hennebergischen Gedichte von Mylius und Moß und die Grabfelder (Gompertzshäuser) von J. Hauck (des Dorfbarbiere's Feierstunden. Hildburghausen, 1852).

Ist nun auch das Lesen von Dialektgedichten in Mitteldeutschland vorzugsweise nur Liebhaberei Einzelner, (und wohl eben weil man diese Gedichte nur liebt, oder sich vortragen läßt, nicht singt), so haben dagegen viele Gelehrte die wissenschaftliche Durchforschung, Grenze, Feststellung und Ausbeute der Idiome längst zur Herzenssache gemacht. Von den oben genannten 95 Nummern der mitteldeutschen Literatur bei Trömel gehören 35 diesem Fache, und dabei ist das sinnigste Unternehmen dieser Art noch gar nicht erwähnt. Die Besprechung desselben mag uns zum Schluß unserer Darstellung hinführen.

Professor Brückner in Meiningen, rühmlich bekannt durch sein vorzügliches Werk über Landes- und Volkskunde des Herzogthums Meiningen-Hildburghausen-Saalfeld, hat einen neuen und gewiß originellen Wegweiser entdeckt zur Bestimmung der Grenzen der Mundarten des Landes. Und der ist? — der Korb, und zwar der Tragkorb der Weiber. Er sagt hierüber:*) »Wenn überhaupt in den tiefern Schichten des Volkes ein zähes Halten und Beharren als charakteristisches Merkmal getroffen wird, so tritt diese Eigenschaft uns doch wieder am entschiedensten beim Weibe entgegen, man mag nun die Sprache, die Sitte, den Glauben oder die Tracht ins Auge fassen. . . . Unter allen Formen, die das Weib mit Zähigkeit festhält, steht der Korb in vorderster Reihe; denn wie wir ihn heute da und dort finden, so kennt bereits das Mittelalter denselben in derselben Gegend nach gleichem Zuschnitt. So wie der Stoff, woraus der Korb besteht, leicht erklärlich, ein heimathlicher sein mußte und noch sein muß, so war dessen Form nothwendig von dem Steil oder Eben, von dem Reich oder Arm, von den schweren oder leichten Erfordernissen und Erzeugnissen des Bodens abhängig, und wie diese Verhältnisse im Allgemeinen unwandelbar sind, so blieb auch der Korb für dieselbe Gegend in derselben Form, und wir besitzen mithin in unsern Körben ehrwürdige, vielleicht tausendjährige Gestalten, die theils zur heidnisch-deutschen, theils zur slavischen Vorzeit unseres Volks zurücktragen. Da aber zugleich ein und dieselbe Markung ihr besonderes Idiom spricht und festhält, so läßt der Korb sicher, wie die Markung, so die Sprache erkennen, wohin seine Trägerin gehört.« — Indem wir die Beschreibung der verschiedenen Körbe (die dem Werkchen in sechs Abbildungen beigegeben sind) als hier unwesentlich übergehen, folgen wir ihnen mit raschen Schritten in die einzelnen Sprachgebiete. In den Aemtern Salzungen und Waisungen, sagt Brückner (S. 268 ff.), herrscht der Sechsmekerkorb oder der alte tufffelder Korb, der auf der Rhön und im Thüringer Westgau, vom Werrathal über Eisenach bis fast nach Gotha ausgebreitet vorkommt. Er gehört in das sprachliche Gebiet, wo die Verkleinerungs-sylbe *che* charakteristisch ist, und wie er in seiner Gestalt die runden und eckigen Körbe vermittelt, so gehört er dem Uebergangsvolk zwischen Ober- und Niederdeutschland, dem Land der blauen, groben Kittel. —

*) Die Körbe des Meininger Landes, ein Vortrag beim Hennebergischen alterthumsforschenden Verein gehalten, abgedruckt in Brückner's „Denkwürdigkeiten aus Frankens und Thüringens Geschichte und Statistik.“ Erstes Heft. Hildburghausen, 1852.

Bestlich an ihn stößt der eigentliche althenneberger Korb, der sogen. Beinkorb (so genannt von den zwei Stäben, an denen er befestigt ist, die, nach unten und oben überragend, die Stützpunkte der Tragbänder bilden). Er beginnt in Walldorf, reicht über Meiningen, Rühndorf, Benshausen, Zella, Suhl und Schleusingen bis nach Frauenwald und Stüßerbach und hält also ganz den Strich ein, den das jetzige Henneberg umspannt. Rückfichtlich der Sprache nimmt er das Gebiet der kurz, klar und hoch klingenden Verkleinerungssylbe *le* und in Absicht der Männertracht den Zug der Querschäfte und der Weißkittel ein. — Südlich von dieser Beinkorbmarkung liegt der Strich des sog. Grabfelder Korbs. Dieser reicht von der Herpf bis an die Kreck und von der Werra bis an den Main und übersteigt selbst diesen Fluß bei Schweinfurt. Wir treffen ihn also im Werragrund oberhalb Meiningen, im Hermannsfelder, Züchsenener, Milzer und im ganzen Saalgrund. Dreißigacker bildet seinen nördlichsten Vorpostenort. Der Grabfelder Korb umspannt genau das Gebiet des *lich*, d. h. wo die Verkleinerungswörter im Plural *lich* bilden, so das Blümle, die Blümlich; auch beginnt mit ihm der rothe Kopflappen der Weiber und der schmutzig braunröthliche Teint des Volks. — Zu seinem östlichen Nachbar hat der Grabfelder Korb den sog. Koburger Marktkorb oder den alten Banzgauer Korb. Dicht oberhalb Bamberg geht derselbe den Isgründ hinauf, über Koburg bis zum Thüringer Wald, also bis Schalkau und Sonneberg, und zugleich auch die Rodach und Kreck aufwärts über Heldburg und Rodach, nach Hildburghausen und Eisfeld. Das Idiom dieses Korbstrichs erscheint als die gröbere Mundart im ganzen Land: die höheren, weicheren und feineren Laute gehen hier in tiefe, harte und rauhe, die Verkleinerungssylbe *le* in *la*, selbst das *che* in *ker*, wie Zwetschke in Quattschker, über, und der süddeutsche Bub (die Buhm, Bub'n) kommt hier zum Vorschein. In dem mundweiten, harten und rauhen Laut spricht sich der fleißige, aber auch derbe und grobe Charakter des Banzgauers aus. — Der nächste Korb ist die uns zu dem armen, gedrückten Volk des Waldes führende Köße. Sie hat im Süden den Koburger Korb, im Westen den Beinkorb, und auf den andern Seiten den Thüringer Korb zu Nachbarn und erstreckt sich vom Eisfelder Hinterland, also von der Biber, Neubrunn und Gabel, über das Waldplateau, über Steinheid und Igelschieb bis dicht vor Gräfenthal. Und wie das Volk seinen Waldbögeln gleicht, bei kargem Futter noch singend und neckend, so ist auch sein Dialekt ein singender und zerfällt in so viel Mundarten, als er Thäler durchzieht. — Endlich kommen wir zu dem sechsten Korb des Landes, zum Thüringer Korb, der fast über ganz Thü-

ringen ausgebreitet ist und der nach seinem Hauptfabrikort und Mittelpunkt auch der Mühlhauser Korb heißt. Ihm gehört das Gebiet der Verkleinerungssylben, des hellklingenden Thüringer Idioms und der blauen Schürzen, Jacken und Kopftücher an.

Wir haben dieser Sprachforschungsart mit Hülfe der Körbe hier eine verhältnißmäßig ausführlichere Besprechung gewidmet, weil solche Grenzwegweiser auch anderwärts zu empfehlen sein möchten, weil sie ferner Gelegenheit bot, auf einem kleinen Raum Mitteldeutschlands einen Ueberblick der Dialektverzweigung zu geben, und weil wir durch diese Besprechung in dieser Zeitschrift zugleich den Gedanken erzeugen wollten, daß ohne diese Zeitschrift nur die Wenigsten ihrer Leser von dieser sinnigsten Forschungsart jemals die geringste Kunde erhalten hätten.

Und nun stehen wir am Ende. Wenn wir an Das zurückdenken, was wir auf diesem Gang durch die Schrift- und die Volkssprache gesehen, besprochen, berührt und zur Seite gelassen, so wird Allen die Ueberzeugung sich aufgedrängt haben, daß hier dem Sprach- und Geschichtsforscher, wie dem Dichter und jedem Gebildeten, ja Jedem, der für die Worte Vaterland und Volk ein Gefühl im Herzen hat, ein Feld der Arbeit und des geistigen Genusses sich darbietet, das bis jetzt kaum zur Hälfte beschritten, geschweige gepflegt worden ist. Es hat sich uns aber auch die andere Ueberzeugung aufgedrängt, daß auf dem bisherigen Wege der Vereinzelung und Gesondertheit der Kulturversuche das schöne Feld noch lange und an den besten Stellen wüßte liegen bleibt. Kurz, man wird die Nothwendigkeit herausgeföhlt haben, für all die Einzelbestrebungen einen sie zusammenführenden Mittelpunkt, für alle Mundarten einen Mund zu finden, der für alle zu allen redet.

Und dieser Mund will unsere Zeitschrift sein.

Unsere Aufgabe würde, gemäß dem Vorgetragenen, in Dreierlei bestehen: dichterische Ausbeute, sprachliche Durchforschung und praktische Anwendung der deutschen Volksmundarten; letztere aber zerfällt wieder in Zweierlei: Benutzung der Resultate der Sprachforschung durch die Geschichtsforscher und Herüberziehen des »edlen Kerns« der Dialekte in die Schriftsprache.

So weit diese Aufgabe Sprach- und Geschichtsforscher angeht, ist das Nothwendige oben bereits dargethan, wenigstens so weit man dies von einem Aufsatze verlangen kann, welcher das weite und reiche Feld unserer künftigen Arbeiten nur zeigen, welcher mit dem Spazierstock in der Hand nur darüber hin-, nicht mit Pflug und Gespann darüber hergehen soll. Wir be-

schränken uns daher zum Schluß auf einige Andeutungen über den Antheil der Dichter an unserem Werke.

Wenn wir oben gesagt haben, daß der Dichter nicht vorzugsweise für das Volk schreibt, weil er dessen Dialekt gebraucht, so ist auch in dieser Hinsicht die Gegend, sowie Gegenstand und Art der Dichtung wohl zu unterscheiden. Einem guten Beobachter wird nämlich die Bemerkung nicht entgangen sein, daß man im Süden Deutschlands lieber und besser singt, als erzählt, im Norden lieber und besser erzählt, als singt, und in Mitteldeutschland am liebsten vortragen hört. Diesem Zug des Volks müssen die Dichter folgen, und ihr Gefühl hat sie bisher in der Hauptsache auch richtig geleitet. In allen drei Richtungen hat die Dialektliteratur ihre Repräsentanten und das Volk seine Leibstücke. Das Märchen im Norden, die Lieder im Süden, das Volkstheater in Mitteldeutschland. Den »Swienegel« hat das Volk sich lange erzählt, ehe Schröder, Koppe u. A. das unvergleichliche Märchen niederschrieben; »Schnadahupfeln« schwärmten zu Tausenden in den Hochgebirgen Süddeutschlands, ehe v. Kobell seine 300 ins Flachland schickte, und das Puppentheater hatte auf den Kirchweihen und Bogelschießen Mitteldeutschlands längst sein Publikum, ehe Hampelmann und Datterich *) Lieblinge des Volks wurden.

Daraus wird hervorgehen, daß allerdings eine Wechselwirkung zwischen Dialektdichter und Volk möglich ist. Der Dichter darf nur vom Volke nicht verlangen, daß es aus seiner Natur hervortrete. Wer für den Süddeutschen Märchen in der Prosa des Dialekts schreibt, wer für den Norden nur Lieder dichtet, wird damit so wenig Glück haben, als in Mitteldeutschland Alles, was sich nicht zum Deklamiren (man denke an Grübel!) eignet. Wer aber nach den drei Richtungen hin das Rechte trifft, der wird erfahren, daß er im Norden und Süden mit den Gebildeten auch die anderen Stände, und in Mitteldeutschland mit den unteren Ständen auch die vornehmen an sich lockt und, mit Geschick und Glück, an sich fesselt. Ist also von der Dialektliteratur seither nur wenig ins Volk gedrungen, so liegt die Schuld mit an den Dichtern, die dem Volk nicht das Rechte zu bieten wußten, abgesehen natürlich von der Bildungsstufe, auf der das Volk steht, oder von dem

*) Auch in Koburg ist der Versuch, und mit Glück, gemacht worden. Das „Bratwurstfest“, eine Posse mit Gesang, von H. Wendel, wird noch bei vielen Koburgern in gutem Andenken leben.

Umstand, daß das Lesen des im Dialekt Geschriebenen schon an sich um so weniger anzieht, je schwieriger es ist, je mehr es der Last für die Lust bietet.

Auf diesen drei Wegen muß der Dichter vorwärts gehen, um da, wo es nöthig ist, im gesammten Volke Freude an der Mundart zu erwecken. Ist erst die Theilnahme hergestellt, so werden wir bald sehen, wie es sich allenthalben regt, wie die Dichter aus dem Volk sich hervormagen, wie erst dann vieles bisher Verborgene und Halbverlorene zu Tag gefördert werden, und der Reichthum des Urthümlichen in der Volksmundart an das Licht treten wird.

Ueber die Wahl der poetischen Stoffe und über die Behandlung des Dialekts müssen wir, wie über vieles hier nur Berührte, in besonderen Artikeln ausführlich reden. Hieher gehört aber der Fingerzeig, daß das Volksauge nur einen beschränkten Horizont und der Volksmund für jedes Ding nur einen treffendsten Ausdruck hat, daß jener bei der Stoffwahl nie überschritten werden darf und dieser bei der Darstellung stets erfaßt werden muß; eine *licentia poetica* gibt es für den Dialektdichter weder hinsichtlich des Worts noch der Wendung. Diese Beschränkung macht von selbst die höchste Einfachheit ihm zum obersten Gesetz. Wer aber die Wirkung dieses Gesetzes aus unserem Volkslied herauszufühlen versteht, der wird es nicht für anmaßlich halten, wenn wir behaupten, daß aus der Dialektliteratur, wie sie sein soll, auch der Dichter und Schriftsteller der Schriftsprache lernen kann, und wenn wir ein »Herüberziehen des edlen Kerns der Dialekte in die Schriftsprache« als unsere letzte und höchste Aufgabe hinstellen.

Man klagt so oft über den Mangel an Theilnahme des Volks für die neuen Produkte der Dichtkunst und ruft alle Mittel der Buchbinderkunst zu Hülfe, um das Auge zu bestechen. Aber vergeblich. Das Herz des Volks bleibt ihnen abgewendet, weil es hinter Goldschnitt und bunter Leinwand zu oft nichts findet, als was seinem gesunden Wesen am widerlichsten ist: das eitle Spiel mit der Phrase. Zwar ist die Glanzzeit der verschmücktesten Poeterei vorüber, aber die hohle Phrase macht sich noch breit genug und vergoldet taube Rüsse, ein Spielzeug für Kinder, nicht für Leute, die einen Kern suchen. Den Dichtern solcher Werke ist vor Allem das Studium unserer Volkspoesie zu empfehlen, damit sie nicht nur den Weg zur nie bloß spielenden Natur wiederfinden und durch die einfachsten Mittel das Höchste zu erreichen, sondern auch den Reichthum des Volks kennen und ermessen lernen, wie viel neben diesem das werth ist, was sie ihm dafür bieten. Mehr Kenntniß des Volks und mehr Achtung vor dem Volk — das ist, was die

Dialektliteratur zugleich lehrt, und Beides kann denen nicht schaden, die für's Volk schreiben wollen. — Doch ist es nicht bloß dieser geistige Einfluß auf die Schriftsteller, sondern auch ein sinnlicher auf die Schriftsprache selbst, den wir, trotz aller Einsprüche, für möglich halten.

Unsere Schriftsprache ist nämlich — »bei aller Höhe, zu welcher sie durch die Bemühungen ihrer Denker gelangte, manches Vortheils der alten Sprache verlustig gegangen. Das Blut rinnt in ihr schon schwerer; der Wohlklang ist nicht mehr so ungesucht da, sondern wird durch sorgsame Vermeidung der Härten erzielt; die Flexionen erscheinen abgeschliffen und müssen durch allerhand Künste ersetzt werden; die Bewegung ist steifer und genau gemessen. Die Zahl der Wurzeln hat sich vermindert, weshalb häufigere Umgestaltungen und Zusammensetzungen unvermeidlich werden; der geistige Fortschritt der Sprache scheint eine Abnahme ihres sinnlichen Elements nach sich gezogen, ja erfordert zu haben.« Hält nun auch J. Grimm diese »Dämpfung sinnlicher Bestandtheile der Sprache« für nothwendig, weil eben nur »durch Niederschlagung der Dialekte die Herrschaft größerer vaterländischer Spracheinheit« gegründet werden konnte, so lehrt aber auch die Natur, daß, um bei obigem Bilde zu bleiben, frisches Blut in die Adern eines Geschlechts muß, wenn es nicht in seiner Abgeschlossenheit verkommen soll. Jenem Schwereren-Rinnen des Blutes kann aber nur durch einen Zufluß aus dem »Quickborn« der Volksmundarten abgeholfen werden.

Die ersten Anfänge zu einer solchen volksthümlichen Erfrischung der Sprache sind gemacht, und wenn die Freude, mit welcher die Nation diese Versuche willkommen hieß, ein Beweis des Gelingens ist, so sind sie gelungen. Denn, wenn auch weder Berthold Auerbach noch Jeremias Gotthelf die Absicht gehabt hätten, durch ihr Herbeiziehen des Dialekts in die Schriftsprache für diese selbst zu wirken, sondern wenn sie den Dialekt nur benutzten, um die Gestalten ihrer Erzählungen u. in vollkommenster Eigenthümlichkeit hinzustellen, so haben doch Beide gezeigt, was mit dem Dialekt schon in dieser unmittelbaren Anwendung auszurichten ist.

Nun verstehen wir aber unter unserem »Herbeiziehen des Dialekts in die Schriftsprache« nicht die Benutzung einzelner Dialekte nach ihrer Form- und Ausdrucksverschiedenheit — denn das müßte allerdings unsere Spracheinheit zu einer Sprachverwirrung zurückführen —, sondern die guten Wurzeln derselben sollen in den Boden der Schriftsprache eingesenkt, die guten, meist dem unmittelbaren Anschauen der Dinge entnommenen Bilder und Wendungen in die Schriftsprache eingewebt werden.

Diesem Verweben der werthvollen Stoffe der Mundarten mit der Schriftsprache muß aber vorausgehen, was Muerbach und Bitzius begonnen haben. Es müssen, nach ihrem Vorgang (und Muster für den Volksschriftsteller sind sie nicht bloß in diesem einen Stück) alle deutschen Mundarten durch eine derartige Benutzung in der dem großen Publikum zugänglichsten Weise der Schriftsprache erst näher geführt werden, und erst, wenn nicht bloß alle Dialekte, sondern auch alle Stände (also nicht bloß der Bauer, sondern auch der kleine Bürger und Gewerbsmann der Städte, der Jäger, Schiffer, Bergmann, Flößer u.) in ihren Spracheigenthümlichkeiten hingestellt sind, wird die Zeit kommen, wo aus diesem Reichthum das Treffendste für die Schriftsprache gewählt und dieser einverleibt werden kann.

Auch das wird zunächst wieder die Arbeit der Dichter und Volksschriftsteller sein, die unmittelbar möglichst verständlich und eindringlich zum Volke reden wollen; sie werden aus dem Volksschatz zuerst das Beste und dauerhafteste Material zu dem geistigen Werkzeug wählen, mit dem sie für die Nation schaffen; durch sie wird dann diese Spracherfrischung den oberen Lebenskreisen und durch alle drei endlich auch den übrigen, weniger freien und für derlei volksthümliche und lebensfrische Einflüsse weniger offenen Fächern der Wissenschaft und der Gelehrsamkeit zugeführt werden.

Freilich scheinen wir in den Fall gekommen zu sein, dasselbe zu thun, was wir im Eingang als ein vergebliches Bemühen hingestellt haben, denn wenn man mit der Sprache nicht auch das Volk reinigt, so wird die Spracherfrischung von nicht besserer Wirkung auf das Volk sein. Und wenn das Versinken der Volkssprache und das Schwerer-Kinnen des Bluts in der Schriftsprache die ersten Anzeichen des nahenden Alterns und Veraltens der Nation wären, so könnten wir mit untergeschlagenen Armen dem Versinken und Ausrotten der deutschen Dialekte in und um Deutschland zusehen. Wir erfreuen uns aber eines besseren Vorblicks in die Gestaltung unseres Nationallebens: wir vertrauen auf den »naturwissenschaftlichen Zug der Zeit«, der nicht, wie so viel Gutes in Deutschland, bloß in die Bücher, sondern, wie er bereits begonnen, in die Köpfe fahren und in alle Lebenskreise einziehen wird, hier beseitigend und Bahn brechend, dort frisch aufbauend und vom Grund aus Ordnung schaffend; ja, wir vertrauen darauf, daß die Zeit kommen wird, wo der Deutsche die Namen eines Arminius, Luther und Humboldt mit einem Kranze umschlingt. Schon zweimal hat unser Volk und unsere Sprache niedergetreten am Boden gelegen, und jedes Wiedererheben bezeichnete zugleich einen neuen großen Fortschritt; auch die Erlahmung, welche gegenwärtig auf Volk und Sprache drückt, ist nur ein Schlummer der Kraft, ist

nicht das Zeichen des Hinwelfens (denn Deutschland hat auch gar viel zu thun, ehe seine Sendung auf Erden erfüllt ist), sondern das Zeichen eines neuen Aufschwungs des Volks und einer neuen Blüthe seiner Sprache. Für jene, wenn auch noch so ferne Zeit der Ernte laßt uns säen, für jene Zeit des frischen Volkslebens die kräftigen Wurzeln und Blüthen der Volkssprache bewahren und so unseres Theils nach den Gaben, die wir empfangen haben, beitragen zu dem glücklicheren Volksleben des zukünftigen Deutschlands.

Beiträge

zur Kenntniss der Kölnischen Mundart

im 15. Jahrhundert.

Von Prof. Dr. Franz Pfeiffer
in Stuttgart.

Die Erforschung der heutigen deutschen Mundarten darf nie hoffen, in das Wesen und den Geist der wunderbar vielgestaltigen Volkssprache einzudringen, sondern wird ewig nur an der Oberfläche hängen bleiben, so lange ihr die historische Grundlage fehlt, das heisst die genaue Kenntniss sowohl der alten Sprache im allgemeinen, als insbesondere auch der Mundarten früherer Zeit. Mit diesen alten Mundarten ist es freilich eine eigene Sache: wer kennt sie und wer vermag uns über ihre Beschaffenheit sichere Rechenschaft zu geben? über die schwäbische und alamanische Mundart z. B. im 13. Jahrhundert? Es ist eine ziemlich verbreitete Meinung, das sog. Mittelhochdeutsch, wie es von den achtziger Jahren des 12. bis gegen das Ende des 13. Jahrhunderts in den meisten Gedichten sich zeigt, sei die zu jener Zeit in Süddeutschland allgemein geltende Sprache gewesen. In der Wirklichkeit war es aber, ähnlich dem jetzigen Schriftdeutsch, nur die Sprache der Gebildeten und der höhern Stände; es war die höfische Sprache, während gleichzeitig daneben im Volke eine davon vielfach verschiedene, wohl rohere, aber kräftigere und alterthümlichere Sprache in Uebung und Gebrauch war. Der Abstand zwischen beiden war zwar nicht so gross, wie heutzutage zwischen der